Kolumne : Überforderung der Kunst?

Autor(en): **Ullrich, Wolfgang**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **91 (2004)**

Heft 3: **Schulen et cetera = Ecoles = Schools**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-67730

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wolfgang Ullrich
Überforderung der Kunst?

1904, also genau vor hundert Jahren, erschien zum ersten Mal eine Zeitschrift, die bald zu den einflussreichsten ihres Gebiets gehören sollte: «Der Städtebau», begründet von Theodor Goecke, dem ersten Städtebau-Professor in Berlin, und Camillo Sitte, dem legendären Theoretiker des Städtebaus, der jedoch noch vor Erscheinen des ersten Hefts starb. Blättert man durch die Nummern des ersten Jahrgangs, ist man sogleich in die ideologischen Debatten der Zeit – und ganzer Generationen – verwickelt. Modernistische und kulturkritische Strömungen standen sich schroff gegenüber – und die Zeitschrift bot, damals ungewöhnlich, beiden Lagern ein Forum. Da ist etwa ein Artikel von Paul Weber über «Ungesunde Altertümelei im Städtebau», in dem der Versuch, alte Stadtbilder zu erhalten, als Mode und verlogenes Spiel, ja als Form von Maskenball abgelehnt wird: «Wir müssen endlich den Mut gewinnen, ehrlich aus den Bedürfnissen des 20. Jahrhunderts heraus zu gestalten, müssen lernen, die praktischen Anforderungen unserer Zeit in künstlerische Form zu bringen.» Und weiter, als verkappter Aufruf zur Neugestaltung der Städte: «Soll das 19. und 20. Jahrhundert ewig dazu verdammt sein, nicht sagen zu dürfen, dass es auch einmal dagewesen ist?»

Nur drei Hefte später polemisiert jedoch Hermann Pfeifer gegen die Orientierung des Städtebaus an Grundsätzen moderner Technik: «…kaum eine der neueren Grossstädte ist verschont geblieben von dem Fluch der Exaktheit, mit der das rechtwinkelige Strassennetz gewaltsam über ganze Stadtteile gezogen wurde». Es folgt eine Bemerkung, die jeden Architekten in seiner Standesehre treffen und zu einem Bauen jenseits technisch-bürokratischer Forderungen zurückführen sollte: «Die Architektur, die in früheren Zeiten als Mutter der Künste verehrt wurde, wird zur feilen Dirne erniedrigt. (…) In Zeiten einer leeren, impotenten Kunst nimmt man den Begriff der äusseren Korrektheit für einen positiven Grundsatz des ästhetischen Schaffens; eine gesunde Kunst muss jedoch (…) Gelegenheitskunst sein.»

Wer nun hat(te) Recht? Man braucht das nicht zu entscheiden; vielmehr ist interessant, wie laut beide Parteien, über alle Gegensätze hinweg, das Ehrliche und Authentische beschwören. Während die einen die Bewahrung des Alten für unecht halten, für eine Unterwürfigkeit gegenüber der Geschichte, erkennen die anderen im genauen Planen das «Ungesunde» und sehen die Architektur dann einer schnöden Interessenpolitik ausgeliefert. Und beide argumentieren im Namen der Kunst, ja sind sich einig darin, dass offenbar nur sie, als vermeintlicher Hort des Wahren und Guten, aus der Misere retten kann. Das erstaunt, denn wieso sollte der Städtebau als primär künstlerische Aufgabe begriffen werden? Aus heutiger Sicht erscheint es sogar absonderlich, Stadtpläne nach denselben Kriterien wie ein Gemälde oder Gedicht beurteilen zu wollen: Den Gestaltungswillen und markanten Stil eines einzelnen – selbst genialen – Kopfes möchte man in einem Masterplan nicht unbedingt wiederfinden; vielmehr gilt die Verbindung und das Kumulieren zahlreicher Kompetenzen sowie die Berücksichtigung möglichst vieler unterschiedlicher Faktoren und Dimensionen mittlerweile als erstrebenswert. Der Künstler mag einer innerhalb eines grösseren Teams sein, ein Fachmann neben anderen, befindet sich aber gewiss in keiner privilegierten Position.

Das mag bedauern, wer den Städten, ähnlich wie jene Autoren vor hundert Jahren, mehr ästhetische Qualität wünscht. Doch sollte man froh darüber sein, denn es bedeutete auch eine gewaltige Überforderung der Künstler, primär ihnen zuzumuten, alle Übel in der Stadt zu heilen. Ohnehin ist die Geschichte der Kunst in der Moderne gekennzeichnet durch eine fortwährende Überbeanspruchung: Mal sollte sie eine Gegenwelt zur entfremdeten Gesellschaft bieten und von den Missständen der Arbeit und Industrie befreien, dann als Motor der Geschichte fungieren, Revolution machen oder wenigstens initiieren und in jedem Fall als rundum positiver Ausnahmezustand und Breitbandtherapeutikum wirken. Diese enormen Heilserwartungen haben der Kunst nicht gut getan und nur dazu geführt, dass vieles in ihr monoman, verstiegen oder eitel geworden ist. Dass sie heute zumindest von der Verantwortung für das Aussehen ganzer Städte befreit ist und höchstens noch bei mancher Platzgestaltung als «deus ex machina» gesucht wird, um aus einem nichtssagenden Flecken mit Hilfe einer Skulptur oder eines Brunnens einen markanten Ort zu machen, sollte daher als Fortschritt und Entlastung begrüsst werden. Nein, die Appelle aus dem Jahr 1904 darf man getrost vergessen!

Wolfgang Ullrich, geboren 1967, Dissertation in Philosophie über das Spätwerk Martin Heideggers; freischaffend als Autor, Dozent, Unternehmensberater. Zur Zeit Gastprofessor für Kunsttheorie an der Kunsthochschule Hamburg. Publikationen zu Geschichte und Kritik des Kunstbegriffs sowie modernen Bildwelten. Zuletzt erschienen: Tiefer hängen. Über den Umgang mit der Kunst, Berlin 2003.

Bild: Ausschnitt aus dem Zeitschriftenkopf «Der Städtebau» von 1904. Gestaltet von Hanns Anker mit den Initialen der Herausgeber (Camillo Sitte, Theodor Goecke) und des Verlags (Ernst Wasmuth).